

Kufus das Dönningshäuser Pferd mit dem Damensattel zu bedeuten habe, und ob etwa auch der alte Gnädige gekommen sei? — Die Antwort der Frau konnte ich nicht verstehen, der Mann erklärte in barockem Ton: er hätte die Heimlichkeiten satt; noch heute müßte der Bursche aus dem Hause, denn daß er sich, solchem Taugenichts zu liebe, um Amt und Brot bräute, könne Niemand verlangen. Gleich auf der Stelle müßte der Bursche fort.

„Frig! Frig! es kann sein Lob sein und er ist doch mein Bruder! jämmerliche Frau Mit einem Fluch fiel ihr der Mann in's Wort, aber nun wurde er von Johann Leopold zur Ruhe verwiesen, und gleich darauf traten alle Drei in's Zimmer: die Frau mit der Schürze vor den Augen, der Mann mit finsternem Gesicht und Johann Leopold mit einem Ausdruck von Energie, der mich überraschte.

„Liebe Johanna,“ sagte er, während mich der Förster mürrisch begrüßte, „der Zufall macht dich hier zur Mitwisserin eines Vorganges, der unserem Großvater verborgen bleiben muß. Nicht wahr du bist mit und diesen guten Leuten das Versprechen, von dem, was du gesehen hast, nichts zu sagen?“ „Von Herzen gern!“ gab ich zur Antwort; der Förster suchte die Achseln.

„Was Frauenzimmer versprechen.“ fing er an.

„Ärger besinnen Sie sich, mit wem Sie sprechen!“ fiel Johann Leopold in herrischem Tone ein. „Das Wort meiner Cousine ist so gut wie mein eigenes. Ich gehe jetzt, mein Pferd zu fassen, inzwischen werden Sie erklären, um was es sich handelt.“

„Mit diesen Worten ging er hinaus, die Försterin folgte; der Förster sah ihm mit einem bösen Blick nach, dann wendete er sich zu mir.

„Was ist da zu erklären,“ sagte er, „Der tothe Jakob, der Bruder meiner Frau, ist ein schlimmer Geselle, ein Raufbold und Wildbiid, den unser alter Gnädiger — der Jakob war als Holzstecher angestellt — aus dem Dienst gejagt hat. Aber auch aus dem Braunschweigischen drüben, wo er als Knecht in einer Sägemühle dient, findet er immer wieder den Weg hierher. Vergangenen Sonntag früh muß ich selbst ihn dabei ertappen, daß er einen Rehbod ausweidet. Ich schrie ihn an; er will über die Klippen davonspringen, fällt, der zweite Flintenlauf geht los und zerschmettert ihn den Arm. Was habe ich machen wollen?“ — mußte ihn wohl oder übel hieher schaffen. . . . aber wenn's der Gnädige hört, in's Zuchthaus kommt der Bengel, und die Schande überlebe ich nicht!“

„Die trogige Art des Mannes gefiel mir.“

„Großpapa wird's nicht hören — durch mich gewiß nicht, Herr Förster!“ sagte ich und bot ihm die Hand. Ueberascht sah er mich an und wurde roth, sagte meine Finger und drückte sie, daß ich hätte schreien mögen.

„Danke, gnädiges Fräulein!“ sagte er einfach und da in diesem Augenblick Johann Leopold mit seinem Pferde vor dem Fenster erschien, begleitete er mich hinaus.

„Während ich mit seiner Hilfe auf's Pferd stieg, wendete sich Johann Leopold noch einmal mit hochmüthig-herrlichem Ton zu ihm.

„Merken Sie sich's, Krüger,“ sagte er; „den Transport des Verwundeten verbiete ich ganz entschieden. Bis er genesen ist, bleibt er als mein Pflegling hier im Hause. Was er braucht, geht auf meine Rechnung.“ . . . Die Försterin brach in laute Dankungen aus, der Förster murmelte ein paar unverständliche Worte und wir ritten davon.

„Als Johann Leopold Zmed und Ziel meiner Expedition erfuhr, hielt er für gerathen, mich auf einem über die Höhe führenden Wege nach dem Holzschlage zu bringen, um meinen Auftrag ausrichten zu können. Wir kamen überein, Großpapa unser Zusammenkommen zu erzählen, alles Weitere sollte verschwiegen bleiben. Dann sagte mir Johann Leopold, daß der tothe Jakob der liebste seiner Spielkameraden gewesen sei. Keiner hätte wie Jakob in Wald und Feld Bescheid gewußt; alle Steine, Pflanzen, Thiere hätte er genau gekannt; hätte jeden Wechsel des Bildes, jeden Fuchsbau, jedes Vogelneß aufgespürt.

„Er war der geborene Nimrod,“ fügte Johann Leopold hinzu, „und hätte weit besser als ich zum Erben Deter von Dönningshausen gepaßt. In der Lebensjahre aber, die ihm angewiesen ist, sind ihm seine Reigungen und Talente verderblich geworden.“ „Ich fragte den Vater, ob er nicht glaube, daß für jede Art der Begabung der richtige Platz im Leben gefunden werden könnte. Er schüttelte den Kopf. „Der Platz wird wohl da sein,“ ant-

wortete er „aber von Anderen eingenommen die sich nicht bemüht fühlen, ihn aufzugeben. Nimm mich zum Beispiel: Niemand weiß besser als ich selbst, daß ich nicht zum Majoratsherren taue. Reigung und Anlagen verweisen mich in's Studirzimmer oder an's Krankenbett. Dennoch kann ich mich nicht entschließen, die bevorzugte Stellung aufzugeben, und wenn mir ein Untergebener entgegentritt, wie vorhin dieser Mensch, dieser Förster, so empört sich mein Blut oder der anezogene Dünkel, und ich möchte den Kerl in Eisen legen lassen. Dabei bin ich theoretisch von der Gleichberechtigung aller Menschen überzeugt.“

„Dies Gespräch hat mir viel zu denken gegeben. Ich fragte mich, ob Johann Leopold etwa auch seiner Stellung zuliebe in die Heirath mit Magelone willigt, oder ob sich unter dem Schein der Gleichgiltigkeit ein Interesse für die reizende Nixe verbirgt. Wie wir uns in Bezug auf sein äußeres Leben getäuscht haben, beurtheilen wir vielleicht auch sein Inneres falsch. Auf unserem Spazierritt habe ich nämlich erfahren, daß er, weit entfernt, das eulenhafte Dasein zu führen, das ihm Magelone vorwirft, in meilenweitem Umkreise der Arzt der Armen ist, für die er auch die nöthigen Medicamente bereitet. Auch davon darf Großpapa nichts wissen; er nennt es Meditazition und sieht darin eine Beinträchtigung des guten alten Doktor Frands, der seit einigen dreißig Jahren in Dönningshausen praktizirt.“

„Was mich betrifft, so habe ich Glück mit Großpapa. Etwas unsicher, wie er es aufnehmen würde, daß ich Martin fortgeschickt und den Waldritt allein unternommen, erstattete ich Bericht und wurde gelobt. „Recht so, Kind, zugreifen wo es was zu thun gibt, das ist auch meine Maxime!“ sagte er. Im Allgemeinen ist er aber, seinem eigenen Ausdruck nach, unwirsch. Zur Weihnachtszeit, wenn alle Angehörigen hier zusammenkommen, durch Pobjoga an Zimmer und Lehnstuhl gefesselt zu sein, ist eine schwere Geduldspüfung für den Ungeduldigen. Tante Thelma behauptet, wir müßten uns auf schlimme Zeiten gefaßt machen.“

„Den 23. Dezember.“

„In den letzten Tagen bin ich nicht zum Schreiben gekommen, aber heute muß der Brief fort, damit du ihn als Weihnachtsgruß erhältst. Vorgelesen sind die Cousinen eingerückt und zwar mit Mann und Maus: Hildegard mit zwei, Hedwig mit drei Kindern nebst Bonnen, Ammen und Kammerjungfern. Beide Frauen sind äußerlich Tante Thelma ähnlich; groß, schlant, blond und etwas steif. Sie haben frische Farben, reiches Haar und kluge hellblaue Augen; sind eitel auf ihr Aeußeres, auf Mann und Kinder, auf Namen und gesellschaftliche Stellung und suchen sich gegenseitig durch glänzende Toiletten zu überbieten. Mit Magelone führten sie einen kleinen, sehr amüsanten Krieg. Ihre Männer, Zwillingbrüder, sind sich merkwürdig ähnlich; blond und staalich wie ihre Frauen aber gutmüthiger, heiterer, unbefangener. Eward, Hedwig's Mann, hat sich im schleswig-holsteinischen Kriege ausgezeichnet und einen heißen Arm nebst mehreren Orden davongetragen — wie Magelone behauptet, ein „Creve-Coeur“ für Hildegard, deren Karl nur als Redner bei landwirthschaftlichen Vereinen friedliche Vorbeeren erwirbt. Morgen Nachmittag kommen die Brüder der Cousinen, Otto und Waldemar; Abends ist Bescherung.“

„Großpapa wird leider noch immer im Rollstuhl von einem Zimmer in's andere gefahren. Seine Urwelt müssen so viel als möglich um ihn sein, und wenn die drei Knaben, die sechs, fünf und vier Jahre alt sind — die beiden kleinen Mädchen werden noch getragen — das große Wohnzimmer durchstoßen, erheitert sich sein Gesicht. Die Entlassenen scheinen ihm fern zu stehen, und wie schmerzlich mag er es bei Familienzusammenkünften empfinden, daß seine Kinder, die Vermittler zwischen ihm und den jüngeren Generationen, fehlen.“

„Einen peinlichen Moment habe ich geftern mit ihm erlebt. Vor dem zweiten Frühstück erpöbert er die Post. Jeder Hausbewohner bringt oder schickt ihm seine Briefe, die er eigenhändig in die Postmappe schießt. Ich hatte ein Weihnachtspäckchen an Elisabeth abzusenden und trug es selbst in sein Zimmer. Wie mich die mächtigen Augen anblitzten, als er die Adresse las!“

„Ein Weihnachtsgeschenk für mein Schwesterchen,“ antwortete ich auf seine stumme Frage.

„Du hast keine Schwester, und aus meinem Hause soll mit diesem Volke keine freundsliche Correspondenz stattfinden!“ schrie mich Großpapa an. Das war der Ton, von dem Magelone

erzählt hatte. Ich aber nahm meinen Muth zusammen und sagte — mit zitternder Stimme freilich ohne aufzusehen:

„Lieber Großvater, ich hätte meine Sendung heimlich fortgeschicken können.“

„Er starrte mich an und seine Miene besänftigte sich.

„Du liebst das Kind?“ fragte er.

„Ja, Großpapa,“ rief ich; „und wenn du das liebe kleine Wesen sähest.“

„Nichts davon!“ unterbrach er mich, und indem er das Päckchen beiseite legte fügte er hinzu: „Es wird besorgt, Johanna, und du hast's gut gemacht.“

„Seitdem ist er fast noch freundslicher gegen mich als vorher; vielleicht ist er es aber auch der Cousinen wegen, die mich herablassend zu behandeln suchten. Aber der alte Herr hat eine so eigenthümliche Art, die Worte: „Meine Entsetzt Johanna“ auszusprechen, daß sie sich anders befunden haben und jetzt beinahe liebenswürdig sind. Dennoch ist mir Dönningshausen lieber ohne sie und ich freue mich auf die Wiederkehr unserer ruhigen Tage.“

Achtes Kapitel.

Der heilige Abend war gekommen; wie immer, sollte im Schloß Dönningshausen den Kindern und Alten zuliebe die Bescherung vor der Hauptmahlzeit stattfinden, und trotz Johanna's Hilfe mußte sich Tante Thelma beeilen, um zur bestimmten Zeit mit dem Ordnen der Geschenke fertig zu sein. Auf langen Tafeln, rechts und links von der großen, reich verzierten Tanne in der Mitte des Bankettsaales, waren die Gaben für die Familienglieder ausgelegt; auf Nebentischen rings an den Wänden strahlten kleine Weihnachtsbäume über den Geschenken für Dienstleute und Hausarme, und als im Dorfe das Christfest eingeläutet wurde, erklang auch das Silberglöckchen der Tante Thelma; die Thürnen nach Nebenzimmern und Corridor wurden geöffnet und während den Darrednen der Lichterglanz entgegenfluthete, ertönte von jungen und alten Lippen des Freiherrn Lieblingshortal:

„Er kommt, er kommt, der starke Held,
Voll göttlich hoher Macht.“
(Fortsetzung folgt.)

Augenblicks-Bilder aus der Großstadt.

„Abfahren!“ ruft die weithin schallende Stimme des Zugführers, die Pfeife schrillt, der Stettiner Zug setzt sich in Bewegung.

Aus einem der letzten Wagenfenster ist noch lange der Kopf eines Reisenden sichtbar. Ein Winken und Grüßen mit Hand und Tuch — dann machen die Schienen eine Biegung — Dampfwolken hüllen den Eisenbahzug ein — und bald ist Alles den Augen der Zurückbleibenden entschwunden. Beamte schließen die Bahnsteigthüren, das Publikum verläßt sich.

Eine jugendliche Mädchengestalt ist die letzte, die sich zum Gehen wendet. Immer wieder blickt sie zurück nach dem Entschwundenen, dessen Spur zerflatternde weißgraue Wölckchen bezeichnen. Trotz dieses scheinbar lebhaften Empfindens der Trennung macht das Gesicht der Dame keinen ernstlich kummervollen Eindruck. Im Gegentheil — es strahlt in blühender Gesundheit und Fröhlichkeit, und obwohl das schwarzseidene Kleid und der kleine Kapothut der jugendlichen Trägerin etwas Ehrbares geben, sieht man doch auf den ersten Blick, daß beides noch in tadelloser Keuschheit strahlt.

Und wirklich ist dieser feierliche Zug erst wenige Stunden alt — gerade so alt, wie die Frauenwürde der Trägerin — fünf Stunden.

Im Wartesaal zweiter Klasse nimmt die junge Frau Platz. Der Abschied und all die Ereignisse des Tages haben sie doch ein wenig angegriffen, eine Tasse Chokolade ist das Mindeste, was sie sich anthon kann. Als ihr der Kellner das Bestelle bringt, bittet sie noch um eine Zeitung — und dann drückt sie sich in die Sofaecke und trinkt — und hinter den Zeitungsbältern vergraben, träumt und denkt sie.

Gestern war Polterabend, und heute Vormittag um elf wurden sie auf dem Standesamt getraut.

War das schön! Das fünf Meter weite falsche Kleid, die neue Frühjahrsjacke — Gott sei Dank, konnte man bei dem milden Wetter ohne neuen Wintermantel auskommen, — und vor Allem — der frauenhafte Kapothut! Und wie dann der breite glatte Ring von der linken zur rechten Hand avancirte — der Standesbeamte ihr die Feder reichte — und sie mit kleinen, trübseligen Buchstaben schreiben konnte,

— Marianna Schroeder, geb. Lenz — — einfach himmlisch! Nicht mal ganz achtzehn — die Erste aus ihrem Kreise — und dazu noch einen Doktor — mußten die Anderen nicht plagen vor Neid?

Wenn er nur erst wieder da wäre! . . . Schredlich, daß der alte Erbontel in Freenwalde gerade heut' wieder seinen Anfall bekommen mußte! Abends um zehn wollte er zwar wieder zurück sein — aber was hatte sie davon! Sie würde nicht mal zur Bahn gehen dürfen — ihn abholen, denn — leider — waren die Eltern noch soweit zurück in der Weltanschauung, daß sie das Standesamt nicht für voll ansahen.

Morgen! Dann — — Ob sie das morgen erleben würde? — Wenn ein Unglück käme — wenn es mit dem alten Onkel zu Ende ginge oder aus anderen Gründen die kirchliche Trauung verschoben werden mußte — entsehlender Gedanke! Oder wenn's gar nicht dazu käme — ein Eisenbahnunglück — nicht auszudenken — —

Entsetzt stellt sie die Chokolade zur Seite; es war ihr unmöglich, weiter zu trinken. Sollte sie aufbrechen, nach Hause gehen? Sie durfte ja noch nicht in ihr richtiges Zubause, sie mußte ja noch zurück zu den Eltern — und damit eilte es nicht so.

Langsam schritt sie aus dem Wartesaal auf die Straße. Die Normaluhr vor'm Bahnhof zeigte vier. Ein paar Apfelsinenfrauen standen mit ihren schweren Körben auf dem Platz und boten ihre Waaren aus.

„Sech's Dreier zwei Apfelsinen — woll'n Se sich'n paar mitnehmen, Fräuleinchen?“ Die junge Frau warf den Kopf in den Nacken. Daß man's ihr gar nicht anjah, daß sie doch eigentlich verheirathet war — zu schade! — Häufig zog sie den rechten Handschuh ab, befühlte die angebotene Waare auf ihre Güte und entschied sich für zwei Früchte. Die Handelsfrau hätte blind sein müssen, wenn sie den breiten Trauring nicht bemerkt hätte.

„Ne, so wat — all Frau,“ sagte die Händlerin, als sie den Kaufpreis erhalten — „heit zu Dage heirathen de reenen Kinder.“

Frau Doktor Schroeder, geb. Lenz, wandte ihr stolz den Rücken und näherte sich der Omnibus-Haltestelle. „Stettiner Bahn — Kurfürstenstraße,“ das war der, den sie brauchte. Eben fuhr da ein Wagen hin, nun mußte sie ein paar Minuten warten. Das war ihr recht; sie kam ja doch noch früh genug nach Hause — was sollte sie überhaupt mit der vielen langen Zeit anfangen!

An der Haltestelle standen ein paar Frauen mit Körben und Kindern — sie brachten den Männern das Vesperbrot. Eben lief ein Omnibus wieder ein, der Kutscher auf seinem hohen Bod erkannte die Seinen, knallte fröhlich mit der Peitsche und ein kleiner Junge, der sich an der Mutter Schürze festhielt, jubelte laut „Vater!“

Grinsend rüdt der Vater den blant lackirten Lederhut, steckte die Peitsche weg und kam wüthig von seinem erhabenen Sitzplatz herunter. Nun trat er an seine Familie; über der Frau Gesicht hufchte ein Freubenschein und der Junge klammerte sich an des Vaters Beine.

„Na — um wo steckt den Vatern seine Lotteten?“ fragte der Kutscher sich umsehend. Hinter der Mutter Kopf wurde es lebendig.

„Ne — is Vatern aber traurig — teen Lotteten is zu tielen.“ Eine roth befridte kleine Hand lugte hinter den Falten der Mutter hervor.

Scherzend griff der Vater danach, er hafchte das lachende Kind — und hielt es hoch in seinen Armen.

Nie hatte Marianna dergleichen beobachtet. Nie für möglich gehalten, daß so etwas sie interessiren könnte — und nun stand sie gebannt und ließ wieder einen Omnibus abfahren, ohne darin Platz zu nehmen. War's möglich, daß diese Leute ähnliches Empfinden kannten, wie sie selbst? Jetzt noch, nachdem sie doch schon mindestens fünf bis sechs Jahre verheirathet waren? —

Aus einer blau emallirten Kaffeetasse goß die Frau das dünne Getränk in den dazu passenden tiefen Decel — und der Vater trank ihn nie leer, ohne einmal dem Jungen und das andere Mal dem Lotteten was gereicht zu haben. Auch seine Pflaumenmus-Schrippe theilte er mit den Kindern, und als die Kleine beinahe bis zu den Ohren Musreste im Gesicht sitzen hatte, lachte der glückliche Vater, daß ihm der Put wadelte.

Auch Marianna lachte. Mit dem Kutscher wollte sie fahren wenn er wieder d'ran wäre, das würde ihr Glück bringen.

Vielleicht wird's bei ihr mal eben so — erst ein Junge — dann — — Sie

wurde dunkelroth, wie sie das dachte, und weil die Kutscherfrau so nach ihr hin sah, stürzte sie auf den Omnibus zu, um darin Platz zu nehmen. Vorsichtig strich sie das neue Standesamtskleid zurecht und setzte sich in die äußerste Ecke, um ungeführt ihren Gedanken nachhängen zu können. Mein Gott — das waren doch gar nicht so schlimme Gedanken eben — — Siegfried sollte er heißen, wenn sie mal einen Jungen bekäme — oder Ingo — oder Ingraban — oder vielleicht fiel ihr dann noch viel was Schöneres ein — es war ja eigentlich nicht so eilig. — Der Kutscher hatte sein Vesperbrot verzehrt und die Frau packte Alles sorglich in den Korb. Er hob das Lotteten in die Höhe und küßte es herzlich — dem Jungen klopfte er die Rückseite, der Frau nickte er zu, und sich schnell auf seinen hohen Sitzplatz begebend, sagte er: „Bleib' nich uff, Karlin! Die Knochen hast Dir bei's Waschen mied geschunden — stell man allens in'n Ofen, Klot zwelven bin id j'haus!“

Kein Händerud, kein Kuß — und doch inniges Glück zwischen ihnen! — — Langsam setzte sich das schwerfällige Gefährt in Bewegung und langsam füllte sich der Wagen. Es ist ein trüber Tag mit frühem Abend. Der Konducteur zündet schon die Lampe an, reißt sich die Hände und giebt die Fahrkarten aus.

„Zu Ende,“ sagt Marianna, streift wieder von der rechten Hand den Handschuh und zahlt. Es ist ihr letztes „Mädchenschengeld“. Von morgen ab hat ihr Mann für sie und ihre Bedürfnisse zu sorgen! Und weil noch ein paar Mart im Portemonnaie steden, giebt sie dem Konducteur ein fürstliches Trinkgeld — zehn Pfennig.

Der Mann rüdt die Mühe mit einem „Dante schön, Fräulein.“ — da bemerkt er den Trauring und verbessert sich lächelnd. Die junge Frau ist glücklich! — Nun giebt es schon so viele Menschen, die sie für voll ansehen — die Apfelsinenfrau — der Konducteur — —

„Tim, Tim,“ die „Bimelstippe“ wird gezogen, der Omnibus hält, eine Dame nimmt Marianna gegenüber Platz. Im grauen, unscheinbaren Regenmantel, großen Galoschen, Regenschirm und einem Paar zusammengeschnürter Stiefe. Nun hebt sie die lange, spitze Nase und blickt mit Faltenaugen über den goldgefähten Aneiser.

„Fräulein Fint,“ denkt Marianna ein unaussprechliches Wohlgefühl durchzieht sie, daß sie ihrer eifigen Lehrerin, die ihr das Leben so blutlos gemacht hat, entwachsen ist. War das eine Schredenszeit da man noch unter ihrem Joch seufzte, und sich mit französischen Votabellen den armen Kopf beschweren mußte!

Mit heimlicher Schadenfreude betrachtete Marianna ihr Gegenüber. „Herr Gott, wenn das Alles so gekommen wäre, wie Fräulein Fint immer die Zukunft ausgemalt! Heirathen stand in deren Verlooh überhaupt nicht — und lieben war beinahe unmoralisch! Armes Fräulein Fint!“

Die junge Frau würde was drum gegeben haben, wenn die einstige Lehrerin sie erkannt hätte. Sie macht sich an ihrem Schleier zu schaffen, gebraucht häufig das Taschentuch, räuspert sich — Fräulein Fint merkt es nicht. Endlich sieht die junge Frau an der Leherin Regenschirm, daß dieser zu Fall kommt, und nun ist's so weit.

„Bardon, Fräulein Fint, — ah — Sie erkennen mich wohl gar nicht mehr?“

„Nein — wirklich, ich kann mich absolut nicht erinnern.“

„Wissen Sie nicht mehr — Marianna Lenz — aus der ersten Klasse.“

„Ei freilich, — gewiß, gewiß — die Marianna Lenz!“

Die Nasenspitze hebt sich — und die Faltenaugen betrachten prüfend die elegante kleine Frau.

„Es geht Ihnen gut — liebe — Marianna,“ sagt das Fräulein herablassend.

„O ja — sehr! erwiderte Marianna mit Nachdruck. Ihre Augen strahlen in Glück und das kleine, schnippische Mädchen blüht sich vor Wohlbehagen.“

„Ja, ja,“ fängt das hagere Fräulein wieder an — „das ist nun wohl schon eine ganze Weile her, daß Sie die Schule verlassen?“

„Beinahe zwei Jahre!“

„Und gar nicht mehr den Plöß vorgehabt?“ Marianna will sich innerlich „kringeln“ vor Lachen.

„Ich hatte so gar keine Zeit, liebes Fräulein.“

„das ist aber wohl auch schon sehr lange her!“

„Behäbig setzt sie sich auf ihrem Sitzplatz zurecht und legt die Hände übereinander. Der breite Trauring leuchtet ordentlich.“

„Sie sind wohl schon gar verheirathet?“ fragt Fräulein Fint, als sie sie aus den Wolken.

„Ja,“ erwidert die Kleine gelassen — „längst — —“

„Nein, so etwas — ist's zu glauben!“

Fräulein Fint's Nase scheint bedroht.

„Wie heißen Sie denn jetzt?“ fragt sie nach einer Weile.

„Frau Doktor Schroeder,“ antwortete sie geläufig.

„Wohl gar Familie?“

Der Kleinen Gesicht ist wie in Gluth getaucht. „Herr Gott, hier muß ich ja aussteigen — schon die Lützow-Straße. — Adieu, liebes Fräulein — habe mich unendlich gefreut!“ — Das seidenkleid raschelt — husch ist sie hinaus.

Fräulein Fint sieht ihr nach, wie sie ein wenig das elegante Kleid hebt, über den Damm zu kommen — und dann ist sie in der Lützow-Straße verschwunden.

„Nicht zu glauben,“ denkt das Fräulein und bewegt die Lippen. Auch sie verläßt den Wagen und hüllt sich den Kopf schüttelnd, fester in den Mantel.

„Die Marianna Lenz — so dumm wie die war — aber ich sage es ja — immer gerade die Dummsten . . .“

Der Neklame-Dieb.

Aus Lissabon wird kürzlich berichtet: Als ein biederer Schneidermeister die für den Tagesbedarf nöthigen Einfäufe in der Markthalle „da Figueira“ besorgte, wurde er von einem anständig gekleideten Herrn angesprochen, der ihn in höflichster Fern nach der Zeit fragte. Liebenswürdig wie alle Portugiesen Fremden gegenüber, zog unser Schneider sofort die Uhr aus der Tasche, um die gewünschte Auskunft zu geben; aber eben so schnell waren ihm Uhr und Kette aus der Hand und von der Weste verschwunden, während der Fremde dem Beispiel derer von „Villa Diogo“ folgte, das heißt sich aus dem Staub machte. Auf das Gesicht des Bestohlenen wurde er jedoch von einer großen Menschenmenge verfolgt, so daß es gelang, ihn auf dem nahen Rocio dingfest zu machen und der Polizei zu übergeben. Auf dem Polizeirevier waren indeß alle Visitationen nach dem Verbleib des Raubvergeßlich, bis der Verhaftete endlich erklärte, er wolle selbst die Sachen wieder herbeischaffen. Er trat in die Eingangsthor der Polizeistation und rief einen daselbst zufällig mit einem Korb mit Fischen vorübergehenden Gallego (Kohnbiener) herbei, ergriff, ehe der Gallego es verhindern konnte, eine große Pescada, schlichte derselben mit einem pfeiflich hervorgezogenen großen Messer kunniggerecht den Bauch auf, aus dessen Höhle er Uhr und Kette unverfehrt hervorzog, indem er sich gleichgültig als den Prestigitateur X. J. vorstellte, der demnachst im Real Colyseu zu debütiren gedente. Da der „grobe Unflug-Paragraf“ hier glücklicherweise noch unbekannt ist, wurde der Künstler sofort entlassen und er setzte seine originelle Neklame fort, indem er unterwegs das zahlreichste Publikum durch weitere Zaubereien auf's Beste unterhielt.

Unbegreiflich.

Badfisch (zu einem Professor, der die Einnahme einer Festung schildert und dabei von der Zerstückelung der Gefangenen spricht): „Unbegreiflich — sollte es denn gar so schredlich sein, von einem Lieutenant gefangen genommen zu werden?“

Vor der Börse.

„Na, was sagst Du dazu, daß die Course so beängstigend fallen?“

„Unverschämter Mensch, wie kommen Sie dazu, zu mir Du zu sagen?“

„Beruhigen Sie sich! Wenn die Course noch weiter so fallen, sind wir doch bald Alle miteinander per-du!“

Erfreuliche Kunde.

Junge Frau (mit ihrem Kleinen vom Spaziergang zurückkehrend): „Denk' Dir, Mann, Baby hat heute sein erstes Wort gesprochen! Wir waren gerade im zoologischen Garten und standen vor dem Drang-Utang, da rief Baby ganz laut und deutlich: Papa!“

Aus einer Verteidigungsrede.

„. . . . Und dann bitte ich zu berücksichtigen, daß der Angeklagte zur Mitnahme des silbernen Tischbesteckes förmlich aufgefordert wurde, da die Worte: „Zur Erinnerung“ darauf gravirt waren!“